

SCHULD UND BÜHNE

SIE BRINGT EINEN SAAL ZUM SCHWEIGEN. Es ist die beklemmende, die lastende Stille, die den Atem nimmt, wenn diese Tragödin die Bühne mit Leben füllt, als wäre ein 2500 Jahre altes Drama blutige Gegenwart. Constanze Becker, die *Medea* aus Frankfurt, gehört längst zu den ganz Großen ihres Fachs. Ein Porträt

: TEXT_MARGOT WEBER | FOTO_KARIN ROCHOLL

Goethes Gretchen, diese andere berühmte Kindsmörderin, ist harmlos gegen sie. Ein naives Mädchen, das am Ende nur noch wimmern kann. Eine Medea, die um Vergebung, gar Rettung bittet? Unvorstellbar. Gretchen ist klein, Medea ist groß. Doch das beunruhigt. So sehr, dass über dieser ausverkauften Vorstellung im Schauspiel Frankfurt ein schockgefrostetes Schweigen liegt. Zwei finstere Stunden, in denen die Tragödie ausweglos auf die Katastrophe zuläuft und in denen niemand, wirklich niemand, zu husten oder flüstern wagt.

Zu gewaltig ist ihr Herz, / es nimmt kein Unrecht hin, urteilt der Chor der korinthischen Frauen über Medea – die 2500 Jahre alten Sätze des Euripides sind auch heute noch von bestechend klarer Schönheit. Und als Constanze Becker da oben auf der schwarzen, leeren Bühne schreit, stöhnt und spuckt, sich quält und windet, mit ihrem verschmierten Gesicht und den fettigen, verklebten Haaren, stockt den 680 Menschen im Saal der Atem. »Jede Haltung, die sie einnimmt, könnte von einem aufmerksamen Bildhauer in Stein gemeißelt werden, so archetypisch formt sie ihren Körper«, wird in *Die Zeit* später schreiben. »Sie krümmt ihn vor Schmerz und strafft ihn vor Kraft, sie beugt ihn verzweifelt nieder und legt sich, die Krallen ausgefahren, katzenhaft auf die Lauer: So schafft sie beklemmende Wandreliefs aus zitterndem Fleisch, verschmiertem Blut, zerlaufener Schminke.«

Diese Frau verstört, weil für sie kein Erklärungsmuster greift. Die Psychologie, sie scheitert an ihr. Kindstötung als erweiterter Suizid? Als Zeichen einer Depression? Ausdruck einer Psychose? Aus Wahn? Einem schizophrenen Schub? Jeder Deutungsversuch läuft angesichts der kalten, überlegten Wucht, mit der die 34-Jährige spielt, ins Leere. Wie heißt es noch

gleich in Georg Büchners *Woyzeck*? *Der Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt Einem, wenn man hinunterschaut.*

Ja, Medea tötet ihre Kinder. Und ja, ihr ist bewusst, was sie tut. Doch warum, das bleibt in dieser radikalen Inszenierung Michael Thalheimers eine absichtliche, eine grauenhafte Leerstelle. Es ist, wie es ist. Der Vorhang zu und alle Fragen offen. Und genau darin liegt die hohe Schauspielkunst Constanze Beckers: dass sie es schafft, ihr Publikum zutiefst beunruhigt in die Nacht zu entlassen. »Man scheitert ohnehin am Verständnis der Tat«, wird sie später, beim Gespräch in der Theaterkantine, erklären. »Ich möchte, dass wenigstens der Weg dorthin verstanden wird.«

Der Dokumentarfilmer Andres Veiel (*Black Box BRD*) war der erste, der ihr das Etikett der Tiefgründigen aufklebte, das – nicht unbedingt zu ihrer Freude – bis heute an ihr haftet. Gerade einmal 19 Jahre war sie alt und bereitete sich in ihrem Heimatdorf bei Lübeck auf die Aufnahmeprüfung vor. *Ernst Busch* in Berlin sollte es werden, die berühmte Schauspielschule, auf der schon Corinna Harfouch, Henry Hübchen, Dagmar Manzel und Leander Haußmann ihr Handwerk gelernt hatten. Während des Vorsprechens wurde sie von Veiel entdeckt und anschließend, gemeinsam mit drei Kommilitonen, sechs Jahre mit der Kamera begleitet: von der Aufnahmeprüfung 1997 bis ins erste Engagement hinein. Unter dem Titel *Die Spielwütigen* ist die Langzeitstudie schließlich im Kino gelaufen.

Constanze Becker betritt diesen Film als ernsthafter Teenager, der seinen Eltern – der Vater ist Grafik-Designer, die Mutter Kunsthistorikerin – daheim im alten Fachwerkhaus eine Szene aus George Taboris *Jubiläum* vorspielt. Sie ist die Lotte, die in einer Telefonzelle eingeschlossen um Hilfe ruft. Ihr Hörer, in den sie ihre Verzweiflung hineinschreit, ist eine weiße Haarbürste aus Plastik. »Ich möchte, dass das, was ich spiele, ehrlich ist – und wenn es nur drei Sätze sind, die ich sage. Dass es wahrhaftig ist«, erzählt die Abiturientin dem Filmemacher danach in die Kamera.

Ein bisschen Angst um diesen jungen Menschen bekommt man beim Ansehen dieser Szenen, so unbedingt ist er, so unge-

Constanze Becker nach einer Probe, entspannt und konzentriert. Wahrhaftig zu sein ist ihr wichtig



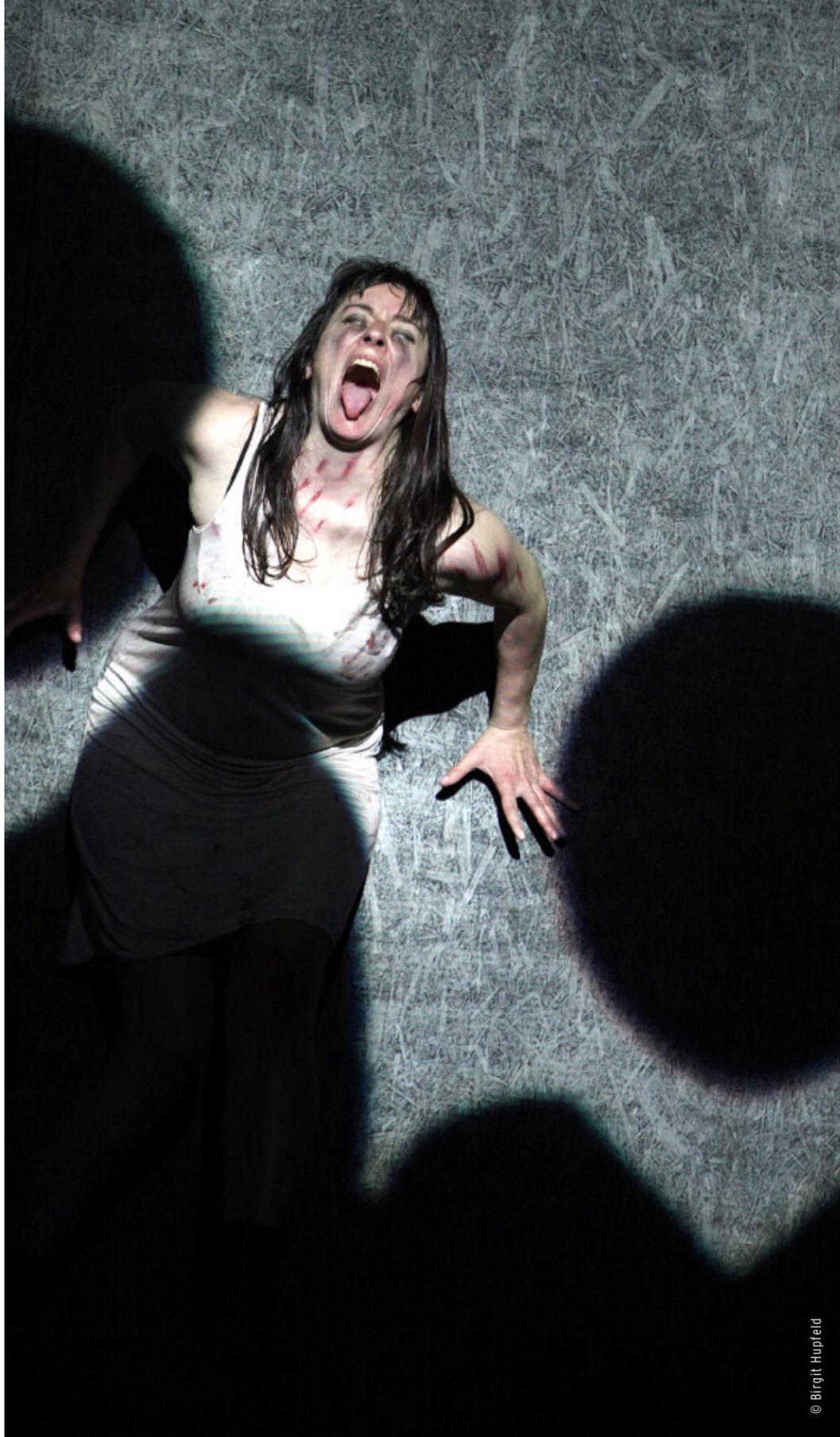
schützt gibt er sich preis. So viel heiliger Ernst, so viel Schwermut! Wo, wenn nicht im Theater, könnte sich so ein Leben runden? Heute fliegt ihr bei der Erinnerung an damals ein Lächeln übers Gesicht. »Wie man halt so ist, mit 18, 19«, sagt sie in der Kantine. »Damals war ich von einem großen Selbst- und Sendungsbewusstsein erfüllt.«

ALS SCHÜLERIN SAH SIE BOB WILSONS BLACK RIDER AM THALIA THEATER. IMMER WIEDER

Angefixt wurde sie als Schülerin 1990 von Bob Wilsons legendärem *Black Rider* am Thalia Theater, der grellbunt-durchgeknallten Musical-Version von Webers *Freischütz*. »Danach wusste ich: das will ich auch«, erzählt sie. Zwölf Jahre ist sie alt, als sie den Eltern ihren Berufswunsch verkündet. Und nach weiteren Theaterbesuchen verlangt. Regelmäßig fährt die Mutter fortan mit der Tochter abends nach Hamburg: zunächst ins Thalia Theater – und da immer wieder in den *Black Rider* –, später vermehrt ins Schauspielhaus. *Kasimir und Karoline* in der Inszenierung von Christoph Marthaler, sein *Wurzel Faust*, die Jelinek-Stücke – »das alles hat mich sehr geprägt«, sagt sie heute. Mit 14 wird sie Mitglied in der Jugendgruppe des Thalia Theaters, macht bei Workshops und anderen Schülerprojekten mit. Kommt sie heute für ein Gastspiel dorthin zurück, bleibt sie schon mal im Gang stehen und streichelt eine der ihr wohlvertrauten Wände – in Erinnerung an den Teenager, der hier einst lang lief und von einer Zukunft auf der Bühne träumte.

Die Aufnahmeprüfung der Schauspielschule besteht sie nur knapp, hat im ersten Schuljahr zudem Probleme, sich zu behaupten: »Ich bin da eher untergegangen«, erinnert sie sich. Abseits der Bühne ist das Mädchen mit den großen, dunklen Augen schüchtern und introvertiert. Doch als es nach ein paar Monaten in die Szenearbeit geht, wird alles besser. Und am Ende des ersten Studienjahres urteilt Carmen-Maja Antoni, Hochschul-Dozentin und Schauspielerin am Berliner Ensemble: »Ich denke, dass Constanze sehr belastbar ist und vor große Aufgaben gestellt werden kann. Das große Leid von Frauen in der Literatur – eine Maria Stuart oder eine heilige Johanna, also eine kräftige, große Frau – sollte sie jetzt spielen und sollte damit jetzt zum Leuchten kommen.« Antoni gebührt das Privileg, die erste gewesen zu sein, die Constanze Beckers Talent als Tragödin erkannte.

2001, am Ende der vierjährigen Ausbildung – der Knoten ist lange geplatzt, die anfangs stets hoch gezogenen, harten Schultern sind gefallen und weich geworden –, bietet ihr das Schauspiel Leipzig einen



Medeas Urschrei hallt nach. Selten herrscht im Theater eine so beklemmende Stille

© Birgit Hupfeld

Zweijahresvertrag an. Danach folgen zwei Jahre in Düsseldorf, anschließend drei Jahre am Deutschen Theater in Berlin. 2009 packt sie zum vorerst letzten Mal ihre Koffer: Sie zieht von der Spree an den Main. Vier Ensembles in zehn Jahren. Immer neue Wohnungen, immer neue Menschen. Wer die Theaterwelt nicht kennt, mag das als unruhig empfinden – sie selbst nimmt es eher als organisch wahr: »Es hat sich immer irgendwie ergeben«, sagt sie. Mal kannte sie die Intendantin, mal einen Dramaturgen, mal nahm ein Theaterleiter sie mit an sein neues Haus.

EDELBESTIE UND NEUE KÖNIGIN VON FRANKFURT, DIE MEDIEN WINDEN KRÄNZE UND SINGEN LOBLIEDER

Gleich in ihrem ersten Engagement, in Leipzig, steht sie als Elisabeth in Schillers *Maria Stuart* auf der Bühne; in Düsseldorf arbeitet sie zum ersten Mal mit Jürgen Gosch, sie ist die Warwara in Gorkis *Sommergästen* – und in Berlin trifft sie 2006 auf den Regisseur Michael Thalheimer. Eine fruchtbare Arbeitsbeziehung beginnt: In ihrer ersten gemeinsamen Arbeit spielt sie die Klytaimnestra in der *Orestie*, in der zweiten im Jahr darauf Frau John in Hauptmanns Tragikomödie *Die Ratten*. 2009, in Frankfurt, trifft man sich wieder: Nun ist sie Iokaste (*Ödipus*) und Antigone in seinen Sophokles-Inszenierungen – eine »Edelbestie«, so der FAZ-Kritiker Gerhard Stadelmaier über ihr Debüt am Main. Und schreibt: »Das Schauspiel Frankfurt hat in ihr überhaupt eine neue Königin.« Die *Medea*, mit der sie nun in Hamburg gastiert, ist ihre nunmehr fünfte gemeinsame Arbeit. Der Regisseur und seine Tragödin – es passt einfach. Constanze Becker formuliert es so nüchtern, wie es ihre Art ist: »Wir haben eine gemeinsame Sprache gefunden.« Mit Pathos kann sie nichts anfangen.

Fünfeinhalb Wochen hat das Ensemble geprobt, am 14. April hob sich der Vorhang zum ersten Mal. Die Kritiken waren phänomenal. »Vollendet« nannte die *Frankfurter Rundschau* den Abend, »überwältigend« die *taz*, »sensationell« das *Darmstädter Echo*, von einem »Geniestreich« sprach das *Main Echo*. Und das Fachmagazin *Theater heute* urteilte, Constanze Becker werde als Medea nun endgültig zur »ikonischen Antikendarstellerin«.

Die Vielgerühmte rührt nachdenklich in ihrem Cappuccino. Sie ist zwar nicht mehr so schüchtern wie vor 15 Jahren, aber immer noch ein zurückhaltender und diskreter Mensch. Die Hymnen auf ihre Schauspielkunst haben daran nichts geändert. »Ich stehe nicht sehr gerne in der Öffentlichkeit – außer auf der

Bühne.« Für PR-Arbeit, Smalltalk und Sektempfang ist sie nicht geschaffen. Zwar bekommt sie ab und zu Kino- oder Fernseh-Angebote und hat auch schon ein paar Mal eine kleine Rolle übernommen, aber zum aufgebrelzten TV-Star auf roten Teppichen taugt sie nicht.

Was sie sich wirklich wünscht, ist etwas anderes: »Ich würde gerne mal komisch sein!«, sagt sie. Ein verständliches Verlangen. Andererseits: Welch Verschwendung! Welch Vergeudung von Talent! Wenn sie ehrlich ist, weiß sie das natürlich selbst: »Die Intendanten und Regisseure wollen meistens gerade das Ernste, Tiefe von mir sehen«, sagt sie. Woran das liegt? »Komik können andere wahrscheinlich besser. Vielleicht wäre ich da nur eine unter vielen. Vielleicht ist das hier meine Nische.«

Die sie nach intensiven Anfängerjahren heute mit gesunder Distanz betrachten kann: Das große Drama – nach dem Applaus lässt sie es auf der Bühne zurück. »Das alles immer mitzuschleppen, das erträgt ja keiner«, sagt sie lachend. Heute hat sie diesen inneren Abstand, sagt nüchterne Sätze wie: »Natürlich gibt es auch Vorstellungen, bei denen etwas nicht gelingt. Vielleicht hat man selber schlecht geschlafen oder fühlt sich nicht wohl – oder das Publikum ist einfach unruhig. Das muss man lernen zu akzeptieren. Und sein Handwerkszeug abrufen. Auch wenn einen so ein Abend natürlich nicht froh macht.«

Zu Beginn ihrer Laufbahn hat sie, wie alle leidenschaftlich Besessenen, rund um die Uhr im Theater gelebt. »Ich habe das gebraucht und sehr genossen.« Nicht enden wollende Kantinenabende, endlose Theorie-Diskussionen, heiß geredete Köpfe. Heute ist das anders, nicht zuletzt wegen Ludwig, ihrem ein Jahr alten Sohn. »Jetzt bin ich schon froh, wenn ich es schaffe, mir eine Vorstellung der Kollegen anzusehen. Der Fokus verschiebt sich, wenn man ein Kind hat – aber das ist auch gut so.« Mehr mag sie aus ihrem realen Leben nicht preisgeben, das Private soll privat bleiben. Constanze Becker hat gelernt, sich zu schützen. Und eine Trennlinie zu ziehen zwischen Beruf und Wirklichkeit, zwischen Schein und Sein. Angesichts der Tragödien, die sie allabendlich auf der Bühne erleiden muss, ist das vermutlich nicht das Schlechteste. ■